

Peter Bescherer

„Wo Schmutz und Blut zusammenfließen“ Problemzonen eines linken Klassenprojekts

Infolge der multiplen Krisen seit 2007 spielen in den Diskussionen unter kritischen Intellektuellen und in sozialen Bewegungen strategische Fragen verstärkt eine Rolle. Es geht dabei ebenso um Schadensbegrenzung, die einer Verschärfung der sozialen Ungleichheit durch die Restauration des Neoliberalismus entgegentritt, als auch um Chancen, die das mit den objektiven Prozessen einhergehende Krisenbewusstsein für eine gesellschaftliche Transformation bietet. Immer wieder ist in dieser Strategiedebatte von einem notwendigen „Mitte-Unten-Bündnis“ die Rede (IfG 2009: 73). Der Neoliberalismus, so die Argumentation, stütze sich auf einen Block aus marktorientierten Eliten und leistungsorientierten Mittelschichten. Gemeinsam betreiben sie einen Klassenkampf von oben, der die strukturelle Benachteiligung der prekär Beschäftigten, Armen und Arbeitslosen am unteren Rand der Gesellschaft mit individualisierenden und kulturalistischen Kategorien verleugnet. In Form einer erweiterten „marktliberal-autoritären Allianz“ (ebd.: 76) werden dabei auch Teile der Marginalisierten einbezogen: „Eliten und produktives Zentrum der Gesellschaft, die abstiegsbedrohte Arbeiterschaft eingeschlossen, sollen sich verbünden, um ‘parasitären’ Schichten den Kampf anzusagen.“ (Dörre u.a. 2013: 386) Das Mitte-Unten-Bündnis hingegen gründe auf einer „inkluisiven Solidarität, die Interessengegensätze zwischen Arbeitslosen, Prekären und Stammbeschäftigten produktiv bearbeitet, ohne sie zu negieren“ (Dörre 2008: 45). Wie gelingt es, die Deklassierten und das untere Prekariat, die sich seitens der Parteipolitik nicht repräsentiert (vgl. Schäfer 2013) und von den „Bürgerprotesten“ gegen Großbauprojekte, aber auch den Zeltlagern der Occupy-Aktivistinnen* kaum angesprochen fühlen (vgl. Walter u.a. 2013: 309f.), einzubinden? Und vor allem: Wo liegen die unteren Grenzen dieser Mitte-Unten-Bündnisse? Sind sie auch dort noch eine ernsthafte Option, wo sich Teile der subalternen, in verschiedener Weise beherrschten Klassen der Arbeitsgesellschaft aktiv verweigern und ihre selbstbezogenen und ‘wilden’ Proteste praktizieren, wo Lebensstil und Kultur

* Hier wie im gesamten Text gilt das Prinzip der stochastischen Genuswahl, d.h. bei der Bezeichnung gemischtgeschlechtlicher Gruppen hat der Münzwurf über männliche oder weibliche Form entschieden.

dem oftmals akademisch geprägten Habitus der Linken völlig widersprechen oder ihre moralischen Maßstäbe auf die Probe gestellt werden?

Marx hat dieses Milieu „wo Schmutz und Blut zusammenfließen“ (Marx 1850: 14f.) als „Lumpenproletariat“ bezeichnet¹ und seine Angehörigen mit harschen Worten dem konterrevolutionären Lager zugeschlagen. Er und Engels haben einen Topos geschaffen, dem entsprechend Arme und Deklassierte in den sozialen Kämpfen gegen Armut und Klassenherrschaft keine Rolle spielen. Der Begriff blieb zwar nicht unwidersprochen, hat aber das Bild, das sich der kritische Diskurs von der Unterschicht macht, lange geprägt (vgl. insgesamt Bescherer 2013, 2014). Heute wird er nur noch selten benutzt. Zu offensichtlich ist sein diffamierender Gehalt und zu verstockt kommt die Abgrenzung eines ‚anständigen‘ von einem ‚unanständigen‘ Proletariat daher. Zwei Einwände gegen eine vorschnelle Zurückweisung des Begriffs seien angebracht. Zum einen muss nicht überall ‚Lumpenproletariat‘ draufstehen, wo es aber doch drin ist. Gerade das ist das Eigentümliche am Topos: Von seinen Ursprüngen gelöst, in der Bezeichnung entschärft, taucht das Konzept in der Deutung von Armutsaufständen und Vorstadtunruhen immer wieder auf. Zum anderen hat der Begriff ja nicht nur den Aspekt der moralischen Korrumpierung, sondern ist – oder verspricht zumindest zu sein – ein Klassenbegriff. Als solcher sollte er nicht leichtfertig aufgegeben werden, wirft er doch immerhin die Frage nach dem strukturierenden Einfluss der sozialen Lage für (proto-)politisches Bewusstsein und Handeln auf, der in der anti-ökonomistischen Kritik und postmarxistischen Theoriebildung so häufig verlorengeht.

Gegenstand ist im Folgenden dieses Ungedachte und Verdrängte in der Vorstellung der Mitte-Unten-Bündnisse. Von Marx/Engels ausgehend wird eine Defizithypothese rekonstruiert (1), deren Wirkmächtigkeit sich bis in den heutigen sozialkritischen Diskurs um Prekarisierung nachverfolgen lässt. Sie spricht Armen und Deklassierten ab, ihre eigene Situation verändern zu können oder auch nur zu wollen. Als Opfer der Verhältnisse oder ihres Habitus sind sie allenfalls der Sozialarbeit, nicht aber den linken sozialen Bewegungen zugänglich. Demgegenüber steht eine Differenzhypothese (2), die von anarchistischen Kritikerinnen des Marxismus, aber etwa auch vom Postoperaismus vertreten wird. Sie betont die einfallreichen Überlebensstrategien und den Eigensinn der Armutsbevölkerung. Ihre Rolle in sozialen Bewegungen sei wie bei allen Akteuren von bestimmten

1 Genau genommen heißt es: „wo Geld, Schmutz und Blut zusammenfließen“ (Marx 1850: 14f.). Das Geld kommt hinein, weil Marx die Finanzaristokratie als „Wiedergeburt des Lumpenproletariats auf den Höhen der bürgerlichen Gesellschaft“ (ebd.: 15) verstand. Diese Diskussion interessiert mich bzgl. der Frage nach einem Klassenprojekt ‚von unten‘ hier jedoch nicht.

mobilisierbaren Ressourcen abhängig. Die im weiteren verfolgte These ist, dass ein realistisches Mitte-Unten-Bündnis auf einer Integration von Defizit- und Differenzhypothese beruhen muss (3).

1. Das defizitäre Deutungsmuster: Die können ja gar nicht anders

Mit ihrem Kompositum „Lumpenproletariat“ stehen Marx und Engels am Ausgangspunkt jener Strömung kritischer Gesellschaftstheorie, die dem inklusiven Anspruch subalternen Bündnisse eine deutliche untere Grenze setzt (a). Dieses Deutungsmuster findet seine Fortsetzung und Akzentuierung in der Kritischen Theorie (b) sowie der neo-durkheimianischen kritischen Arbeitssoziologie (c).

a) Marx' Darstellung der Klassenverhältnisse in kapitalistischen Gesellschaften bewegt sich auf verschiedenen Ebenen der Abstraktion und bleibt insgesamt unabgeschlossen: von der „Linearität“ (Stuart Hall) im *Manifest*, über die Frage der politischen Repräsentation in den sogenannten Frankreichschriften und schließlich zur umfassenden Analyse der Produktionsweise, an deren Ende die konkrete Totalität der Klassen stehen sollte. Entsprechend verschieden sind die Bezugnahmen auf das Lumpenproletariat. Im Wesentlichen lassen sich drei Begriffsinhalte unterscheiden: eine historische Formation, ein Akteur in Klassenkämpfen sowie eine Position innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise.

Unter den antiken, auf Sklaverei beruhenden Eigentumsverhältnissen, so Marx und Engels in ihren frühen Schriften, bildeten die Plebejer, die eigene Arbeit verrichteten, ein 'uneigentliches', eben ein Lumpenproletariat, das ökonomisch unbrauchbar und „ohne durchgreifende Macht“ (Engels/Kautsky 1887: 497) war: „Das römische Proletariat lebte auf Kosten der Gesellschaft, während die moderne Gesellschaft auf Kosten des Proletariats lebt.“ (Marx 1869: 359) Erst in der Transformationsperiode vom Feudalismus zum Kapitalismus erhielt es eine historische Bedeutung. Als „Vorproletariat“ (Engels 1895: 483) versammelte es die enteigneten, freigesetzten und verarmten Massen. Ihren Widerstand gegen die neuen kapitalistischen Verhältnisse beschreibt der frühe Marx gerade *nicht* im Sinne der Defizithypothese. Der Holzdiebstahl etwa, also die unerlaubte Entnahme von Fallholz aus Wäldern in Privateigentum, sei vor dem Hintergrund des „volkstümlichen Legitimus“ (Hobsbawm 1962: 151ff.) als Gewohnheitsrecht zu achten. Darüber hinaus formen die Armen und Besitzlosen eine „elementarische Klasse“ (Marx 1842: 119), die als Eigentümer „von nichts als sich selbst“ (ebd.: 141) keine partikularen, sondern unmittelbar universelle Interessen vertritt. Dieses (Früh-)Proletariat verwirklicht die Wesenskräfte des Menschen, wenn es das Privateigentum missachtet, denn wie das Holz vom lebendigen Baum

abgefallen, ist es selbst von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen und enteignet. Den von Marx so entwickelten philosophischen Begriff des Proletariats konfrontiert Engels in einer empirischen Studie mit der *Lage der arbeitenden Klasse in England*. Einerseits beschreibt er die sittlich-moralische Verrohung der pauperisierten Arbeiterinnen, hält aber andererseits an ihrer revolutionären Sprengkraft fest. Um diesen Widerspruch zu lösen (dieselben Verhältnisse, die sie degradieren, führen zur Empörung der Arbeiter), greift Engels – wenn auch ohne eine unüberwindliche Trennlinie einzuziehen – zu einer Differenzierungsstrategie: Die „zügellosen“ Arbeiter korrumpieren die respektablen, denn sie „helfen der Bourgeoisie die Ketten der Arbeiter fester zu schmieden“ (Engels 1845: 346).

Diese theoriepolitische Strategie – die Aneignung und Neudefinition des Begriffs Proletariat unter Ausschluss der lumpenproletarischen Elemente – könnte man auch als Purifizierung des Klassenbegriffs bezeichnen. Sie prägt die marxische Auseinandersetzung mit dem Lumpenproletariat in der Analyse revolutionärer Situationen. Während sie zunächst davon ausgingen, dass sich das Problem von selbst erledige – entweder geht das Lumpenproletariat ins Proletariat über oder gemeinsam mit der Bourgeoisie unter (vgl. Marx/Engels 1848: 472) – scheinen Marx und Engels in ihren Kommentaren zu den europäischen Revolutionen um 1848 das Lumpenproletariat als quantitative wie qualitative Schrumpfform des Vorproletariats zu verstehen. Als solches werde es zur konterrevolutionären Kraft. In Neapel, Wien, Deutschland und vor allem natürlich in Paris sei zu beobachten, wie die bürgerliche Reaktion „bewaffnetes und erkaufte Lumpenproletariat gegen das arbeitende und denkende Proletariat“ (Marx 1848: 457) in Stellung bringe. Hinter den vielen Attributen, mit denen Marx die Lumpen belegt, ist kein verbindendes Prinzip zu erkennen. Am ehesten noch bekommt er sie als Typen zu fassen – Vagabunden, Gauner, Gaukler, Scherenschleifer etc. (vgl. Marx 1852: 160f.) –, die eine (amorphe) Masse eher denn eine (strukturierte) Klasse bilden. Dennoch lässt sich festhalten: das Lumpenproletariat ist in erster Linie ein städtisches Phänomen, es hat aber keinen festen Wohnsitz; seine Subsistenz ist unsicher, es lebt von Bettelei, Prostitution und Kleinkriminalität oder ist mit wenig angesehenen Reparaturarbeiten beschäftigt; lieber als zu arbeiten ist es ihm, „sich auf Kosten der arbeitenden Nation wohlzutun“ (ebd.: 161); es ist „absolut käuflich“ (Engels 1870: 398). Auf der Straße kämpfen die „jugendlich kräftigen, tollkühnen Männer“ (Marx 1850: 26) nicht an der Seite des Proletariats, sondern fallen diesem in den Arm. Andererseits können auch Marx und Engels einen gewissen Respekt nicht verbergen: Die Lumpen seien „der größten Heldentaten und der exaltiertesten Aufopferung fähig, wie der gemeinsten Banditenstreiche und der schmutzigsten Bestechlichkeit“ (ebd.). Die politischen Konsequenzen sind dennoch eindeutig: das Lumpenproletariat ist „von allen möglichen Bundesgenossen der schlimmste“ (Engels 1870: 398).

In den Schriften zur Kritik der politischen Ökonomie tritt die Analyse der politischen Verhältnisse zwischen Klassen und Klassenfraktionen hinter die detaillierte Untersuchung der kapitalistischen Produktionsweise zurück. De facto wird die Depotenenzierung des Lumpenproletariats hier noch tiefer gelegt. Denn der Arbeitsprozess in der Fabrik vermittele den Beschäftigten durch seine kooperativen Anforderungen eine „Massenkraft“ (Marx 1867: 345), die in erster Linie ihre Produktivität erhöht, darüber hinaus aber auch ihre Handlungsfähigkeit *gegen* das Kapital stärkt. Die ökonomisch Exkludierten seien nicht in der Lage, vergleichbare Kräfte auszubilden. Das Lumpenproletariat platziert Marx in seinen Überlegungen zur „relativen Übervölkerung“ daher noch unterhalb der für den Arbeitsmarkt mobilisierbaren Reserve. Während der Pauperismus eine „Existenzbedingung der kapitalistischen Produktion und Entwicklung des Reichtums“ (ebd.: 673) sei, habe das Lumpenproletariat jede Funktion für den ökonomischen Prozess verloren. Die *underclass*, so Erik Olin Wright auf Marx' Spuren, sei in der marxischen Klassentheorie eben „economically oppressed but not consistently exploited“ (Wright 1994: 48). Ihre Arbeitskraft findet dauerhaft keinen Käufer, ihr werden aber auch die Möglichkeiten verstellt, sich die dafür nötigen Qualifikationen und Kompetenzen anzueignen.

Als zentral für Marx' und Engels' Urteil über das Lumpenproletariat erweist sich der Zusammenhang von Arbeit und Politikfähigkeit. Selbst die entfremdete, unfreiwillig geteilte und privat angeeignete Arbeit in der großen Industrie, so der zugrundeliegende Gedanke, halte „Umwälzungsfermente“ (Marx 1867: 512) vor. Es ist ein und derselbe Prozess, der Menschen ausbeutet und „verstümmelt“ (ebd.: 382) und zugleich zur Überwindung dieser Ausbeutung führen soll. Denn zum einen setzt die kapitalistische Produktivkraftentwicklung eine widersprüchliche Dynamik in Gang: Die revolutionäre technische Basis der modernen Industrie verlangt „das total entwickelte Individuum“ (ebd.: 512), das schon auf der Ebene der Produktion mit dem Ausbeutungsregime aneinandergerate. Zum anderen entwickle die Industriearbeit Widerstandspotenziale, die für eine soziale Bewegung unabdingbar sind. Die betriebliche Despotie koordiniert die Arbeiter eben nicht nur als Agenten des kapitalistischen Produktionsprozesses, sondern auch als gesellschaftliche Macht. Die Lage der abhängigen Lohnarbeit erfordert und ermöglicht habituelle Voraussetzungen und Fähigkeiten zur Organisierung von Gegenmacht, wie es andere Klassenpositionen nicht tun. Marx kann daher von der „durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse“ (ebd.: 791) sprechen.

Anhand von zwei exemplarischen Fällen möchte ich zeigen, wie diese Argumentation in der Geschichte kritischer Gesellschaftstheorie weitergeführt wurde. Es handelt sich dabei zum einen um Theodor W. Adornos Jazztheorie, die demonstriert, dass der Topos auch an unvermuteten Orten auftaucht und von dort

ausstrahlt. Zum anderen soll es um die von Pierre Bourdieu und Robert Castel inspirierte Prekarisierungsforschung gehen, deren Blick auf die „Überzähligen“ der Arbeitsgesellschaft ebenfalls auf der Linie der Defizitanalyse liegt.

b) Im Zusammenhang mit den Analysen zur Kulturindustrie kommt Adorno immer wieder auf den Jazz zurück. Den Hintergrund dieser Auseinandersetzung stellt die am Institut für Sozialforschung von Pollock und Horkheimer ausgearbeitete Theorie des Staatskapitalismus dar, deren Gegenstand Strukturveränderungen infolge der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre sind. Monopolisierung und staatliche Lenkung der Wirtschaft signalisieren der Theorie nach das Ende des liberalen Kapitalismus. An die Stelle der marktvermittelten Konkurrenz und Ausbeutung trete die Herrschaft durch Experten von Bürokratie und Verwaltung. Die Einzelnen seien am Arbeitsplatz, in Partei oder Gewerkschaft nicht über kollektive Interessensgegensätze integriert, sondern in Regie genommen durch Herrschaftsverbände; aus dem autonomen werde das Ich-schwache, zum Widerstand unfähige Individuum.

Hier knüpfen Adornos musiksoziologische Analysen an. Aufgrund der „Übermacht des monopolkapitalistischen Musikbetriebes“ (Adorno 1932: 730), dem ein gewaltiger Reklame- und Propagandaapparat untersteht, gebe es eigentlich weder eine Wahlfreiheit des Konsumenten noch wesentliche Unterschiede zwischen den musikalischen Produktionen. Anders als Schönbergs Musik, „welche die Entfremdung gestaltet“ (ebd.: 734), aber auch anders als die reine Gebrauchsmusik, setzt der Jazz dieser Entwicklung nicht nur nichts entgegen, sondern stabilisiert sie noch durch die Aufführung einer konformistischen Rebellion und das Angebot einer lustvollen Unterwerfung. Obwohl seine technischen Elemente nach den Kriterien der Verkäuflichkeit, Reklame und Manipulation vorgeformt seien, präsentiert sich der Jazz als Ausbruch aus starren Mustern: „Die vorgebliche Entwicklung der synkopierten Tanzmusik besteht darin, immer das Gleiche als immer Neues zu präsentieren“ (Adorno 1941: 383). Es werde Widerstand inszeniert, entschärft und von seiner Manifestation letztlich abgeführt. Am Jazz sei überhaupt nichts innovativ. Sein „musikalisches Material“, herabgesunken aus der arrivierten und ihrerseits selbst warenförmigen Musik verunglimpfe er ein zweites Mal, um so „das vermeintlich Edle in den Schmutz zu ziehen, um das er sich betrogen weiß“ (ebd.: 387). Durch die Verwendung von Zigarrenkisten, Autohupen, Whiskyflaschen und Kochtöpfen als Instrumente werde die „musikalische Zaubersprache“ entwürdigt. – Wie die Deutung der musikalischen Faktur so offenbart auch die soziale Verortung des Jazz Adornos „Unfähigkeit, bei den am brutalsten Unterdrückten noch Möglichkeiten der Befreiung auszumachen“ (Steinert 2003: 210). Die Jazzmusik „kommt vom Lumpenproletariat“ und sei die „Massenmusik der virtuellen Arbeitslosen“ (Adorno 1941: 386f.). Die Lage des

Jazz-Individuums werde nicht von der „andrängenden Produktivkraft“, sondern der „neurotischen Schwäche“ (Adorno 1937: 99) bestimmt.

Insbesondere diese letzte Charakterisierung lässt einen zentralen Aspekt der Jazzkritik erkennen. Leitend für die Beurteilung musikalischer Produktionen ist für Adorno die Angemessenheit an die „objektive Gesetzmäßigkeit“ des musikalischen Materials (Adorno 1932: 738) und seine „rationale Durchkonstruktion“ (ebd.: 736). Subproletarische Eigenschaften von Musik – nach Adorno: die freie Interpretation und Improvisation, das Musizieren, überhaupt die kollektive Dimension, die musikalische Anklage von Leid und Unterdrückung – sind damit nicht verträglich. „Für die Musik kennt Adorno ein klares Modell des technischen Fortschritts, unberührt von jeder Dialektik der Aufklärung, das im übrigen noch [...] dem Warencharakter der Musik zu verdanken ist.“ (Steinert 2003: 127) In der Fokussierung auf die Beherrschung des Materials drohen Machtverhältnisse jedoch aus dem Blick zu geraten; „Fortschritt“ wird bezogen auf die Musik beinahe uneingeschränkt befürwortet: „Dass historisch Volkskultur erst einmal zerstört worden sein könnte, um Raum für ‘Bildung’ zu schaffen [...], wäre für Adorno gar kein Argument.“ (ebd.: 125) Das ist umso irritierender als Adorno und Horkheimer die vormalis vertretene marxistische Auffassung – „die Idee einer vernünftigen, der Allgemeinheit entsprechenden gesellschaftlichen Organisation [ist] der menschlichen Arbeit immanent“ (Horkheimer 1937: 186f.) – unter dem Eindruck des Staatskapitalismus zurückgenommen und geradezu ins Gegenteil verkehrt hatten. Arbeit, waren sie nun der Meinung, sei ein Unterdrückungsverhältnis in zivilisatorischen Ausmaßen und könne nicht Basis kritischer Subjektivität sein. Jene flüchtet sich in die Reihen einiger weniger Intellektueller.

c) Adornos Überlegungen zur ‘Verlumpung’ der Kultur in der Jazzmusik entstanden vor dem Hintergrund der fordistisch integrierten Arbeitsgesellschaften. Die maßgeblich auf Beiträge von Bourdieu und Castel zurückgehende Prekarisierungsdebatte nimmt ihren Ausgang bei der Krise dieser Formation und den Folgen des neoliberalen Strukturwandels im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts. Der sozialkritische Diskurs hebt die gesamtgesellschaftliche Relevanz von Armut und sozialer Unsicherheit hervor. Er problematisiert theoretische Kategorien und politische Regulierungsweisen, die sie individualisieren oder in einen vermeintlich kontrollierbaren Exklusionsbereich auslagern. Insbesondere die Rede von der *urban underclass* weisen die Prekarisierungsforscher als Moralisierung sozialer Ungleichheit und Wiederkehr des viktorianischen „Klassenrassismus“ (Castel 2000: 197) zurück. Jedoch gehen auch Bourdieu und Castel davon aus, die soziale Integration durch den Status als Lohnarbeiter befähige erst zur Ausbildung politischer Subjektivität, während sich im Umkehrschluss in der „Zone der Entkopplung“ die desozialisierende und depolitisierende Wirkung der Nichtarbeit breitmache.

Die Deregulierung der Arbeitsbeziehungen und der Rückbau wohlfahrtsstaatlicher Leistungen bedrohen laut Castel die gesellschaftliche Kohäsion in ihren Grundfesten. Denn entfällt die über Arbeit vermittelte Einbindung der Einzelnen in wechselseitige Abhängigkeits- und Schutzbeziehungen, schrumpfe gewissermaßen der Kern des Sozialen. Erst die Lohnarbeit „verleiht ‘privaten’ Tätigkeiten eine allgemeine gesellschaftliche Nützlichkeit“ (Castel 2000: 393) und sei die „nicht nur ökonomisch, sondern auch psychologisch, kulturell und symbolisch beherrschende Referenz“ (ebd.: 391) für die Identitätsbildung. Von ihrer „Nutzlosigkeit“ im System der Arbeitsteilung schließt Castel auf die mangelnde Fähigkeit der „Überzähligen“, sich politisch angemessen zu artikulieren: „Die gesellschaftliche Nutzlosigkeit dequalifiziert sie auch im öffentlichen und politischen Leben.“ (ebd.: 359) Die strukturelle Macht der Beschäftigten stehe den Ausgeschlossenen nicht zur Verfügung: „Im Unterschied zu den zwar ausgebeuteten, jedoch unverzichtbaren untergeordneten Bevölkerungsgruppen der Industriegesellschaft haben sie keinerlei Einfluss auf den Lauf der Dinge.“ Eine soziale Bewegung, in der sie nicht Manövriermasse sind, ist von ihnen nicht zu erwarten; es bleibe nur die „Wahl zwischen Resignation und sporadischen Gewaltausbrüchen“ (ebd.). Wenn überhaupt, dann sei Protest nur als ziellose und selbstzerstörerische Gewalt vorstellbar.

Vergleichbar sind Bourdieus Darstellungen über die Folgen der Prekarität für die Betroffenen. Die zugrundeliegende Verknüpfung zwischen Arbeitstätigkeit und der Konstitution politischer Subjektivität orientiert sich an Befunden zur Einstellung algerischer Bauern gegenüber der neuen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Bourdieu bereits in den frühen 1960er Jahren ermittelt hatte. Aufgrund bestimmter materieller Existenzbedingungen – keine dauerhafte Anstellung, kein regelmäßiges Einkommen, keine Möglichkeit zur Vorsorge, sondern ein Leben „von der Hand in den Mund“ – habe sich damals ein Subproletariat gebildet, dessen Angehörige sich die zur Teilnahme am kapitalistischen Wirtschaften notwendigen Eigenschaften nicht hätten aneignen können. Die fehlende Verankerung in der Arbeitswelt zieht die soziale Desintegration nach sich: „Das Nichtvorhandensein einer regelmäßigen Beschäftigung bedroht vor allem das psychologische und insbesondere affektive Gleichgewicht, das zu einer authentischen Eingliederung in die Gesellschaft gehört.“ (Bourdieu 2010: 294) Wie den algerischen Subproletarierinnen bleibe den Prekären und Arbeitslosen von heute „jede rationale Vorwegnahme der Zukunft und vor allem jenes Mindestmaß an Hoffnung und Glauben an die Zukunft, das für eine vor allem kollektive Auflehnung gegen eine noch so unerträgliche Gegenwart notwendig ist“ (Bourdieu 2004: 108) verwehrt. Den „revolutionären Verhaltensmustern der organisierten Arbeiter“ stellt Bourdieu (2000: 22) denn auch die kurzatmige „Neigung zur Revolte“ beim Subproletariat gegenüber.

Castel und Bourdieu analysieren die Prekarisierung unter Rückgriff auf die Theorie sozialer Integration. Sie schwinde, wenn die Einbeziehung in das System wechselseitig aufeinander angewiesener Arbeitstätigkeiten, m.a.W. wenn der Grad „organischer Solidarität“ (Durkheim), nachlässt. Angewendet auf soziale Bewegungen, bedient diese Annahme das Defizitparadigma. Von der Bewegungsforschung wurde das als *Durkheimian view* beschrieben. Soziale Bewegungen können im Rahmen von Durkheims Theorie demnach nur als Folge pathologischer Arbeitsteilung und Anomie betrachtet werden. Wenn Differenzierungsgrad und Kollektivbewusstsein, die „normalerweise“ harmonieren, sich auseinanderentwickeln, so Durkheims Argumentation, komme es zu Protest (vgl. Durkheim 1977: 421–442). Der Protest indiziert gewissermaßen eine Gleichgewichtsstörung des sozialen Systems, interessiert aber nicht in Hinblick auf das Selbstverständnis der Beteiligten. Auch wenn es nicht in ihrem Interesse liegt, die Prekarisierungsforschung läuft Gefahr, den *Durkheimian view* auf Unterschichtenproteste zu aktualisieren.

2. Das differenzielle Deutungsmuster: Die müssen doch auch nicht anders

Gegen die depotenzierende Analyse der Unterschichten wurde immer auch Kritik laut, die nicht das Ungenügen im Bewusstsein oder in den Protestformen der Unteren, sondern ihre Andersheit, ihre bereichernde oder korrektive Bedeutung betont. Die marxische Theorie wurde von Anarchismus und alternativem Sozialismus in Zweifel gezogen (a), gegen Adornos produktivistische Abwehr des Jazz spricht Marcuses Verteidigung des Lustprinzips (b) und unter Verweis auf die biopolitische Produktion moniert der Postoperaismus die Arbeitszentrierung in der Prekarisierungsdebatte (c).

a) Bakunin, Weitling und Stirner sind die Stichwortgeber einer zu Marx und Engels alternativen Linie kritischer Gesellschaftstheorie, die die Basis der sozialrevolutionären Bewegung nach unten öffnet. Eine erste Reihe ihrer Einwände bezieht sich auf die Nähe/Distanz einer solchen Bewegung zum industriellen Prozess. Die befähigenden Dispositionen, die er angeblich hervorbringt, stünden zu fortgesetzter innerer Unfreiheit der Arbeiterinnen nicht im Widerspruch. Diese Kritik Bakunins richtet sich gegen die Auffassung, dass der Produktionsprozess auch in der postkapitalistischen Gesellschaft eine notwendig autoritäre Angelegenheit sei – tatsächlich schreibt Engels (1874: 306) von der „Autorität des Dampfes“, nach der sich die Arbeiterinnen dann zu richten hätten. Die instrumentelle Rationalität werde in der „revolutionären Diktatur des Proletariats“

für die Umwälzung der Gesellschaft bloß in Dienst genommen, so die Befürchtung Bakunins. Um einer bloßen Elitenzirkulation zuvorzukommen, sollen die „schlechten Leidenschaften“ des Lumpenproletariats in die Mobilisierung der sozialrevolutionären Bewegungen eingebracht werden (Bakunin 1873: 73). Während für Marx das Proletariat als Verkörperung des Neuen in der alten Gesellschaft ohne allzu starke Bindungen die überkommene kapitalistische Gesellschaft ist, räumt Bakunin vor- und nebenproletarischen Identitäten als Ressourcen und Ferment von Widerstand mehr Raum ein. Deshalb wird von ihm der Arbeit nicht so viel Bedeutung zugemessen.

Auf den motivationalen Hintergrund sozialer Kämpfe außerhalb der Fabrikmauern beziehen sich weitere Vorbehalte gegen die marxsche Theorie des Lumpenproletariats. So stellt Bakunins Unterscheidung von Klassenkampf und „Volkrevolution“ darauf ab, dass auch nach der Ausdifferenzierung des Frühproletariats die rebellische Tradition des „volkstümlichen Legitimus“ nicht einfach abreißt. Der Antagonismus von Lohnarbeit und Kapital stellt sich als eine Ausprägung eines weiten Spektrums sozialer Auseinandersetzungen mit ‚Systemrelevanz‘ dar, aber eben nicht die einzige und wichtigste. Hier schließen Weitling und Stirner an. Die sogenannte Diebstahltheorie Weitlings rückt den „Krieg gegen das Eigentum“ ins Zentrum sozialrevolutionärer Bestrebungen und fordert, „die schon bestehende Unordnung schnell auf den höchsten Gipfel zu treiben“ (Weitling 1842: 254). Es sei ein Konflikt zu erwarten, der „uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabscheuen“, darunter die „in unsern großen Städten wimmelnden und in das grenzenloseste Elend hinausgestürzten, der Verzweiflung preisgegebenen Massen“ (ebd.: 259). Sie laufen nicht Gefahr, mit dem Bürgertum zu fraternisieren oder ihre rebellische Kraft in den geordneten Bahnen des Lohnarbeiterdaseins zu verlieren. Stirner ergänzt, dass die materiellen Probleme des Selbst vernachlässigt würden, wenn die Arbeitsverhältnisse zum entscheidenden Punkt der menschlichen Emanzipation gemacht werden. Der „Einzig“ bleibe jeder Idee, auch der kommunistischen, unverfügbar: „Vor meinem Denken bin – Ich“ (Stirner 1845: 395). Nicht die Gemeinnützigkeit der Arbeit und die Vergesellschaftung des Eigentums, sondern die Anerkennung der „Einzigkeit“ ist das Leitbild. Ob daraus ein Kollektivsubjekt hervorgeht, das eine Gesellschaft ohne sachliche und warenförmige Vermittlung der sozialen Beziehungen begründen kann, lässt Stirner bewusst offen: „Was ein Sklave tun wird, sobald er die Fesseln zerbrochen, das muß man – erwarten.“ (ebd.: 289)

Schließlich haben Marxismus und Anarchismus verschiedene empirische Kontexte vor Augen, wenn sie Aussagen zum „revolutionären Subjekt“ treffen. Marx orientiert sich an den weit entwickelten Produktionsverhältnissen in England, Bakunin rückt hingegen deren exzeptionellen Status ins Licht: Marx spreche als „Engländer ausschließlich zu Engländern“ (Bakunin 1873: 818). Eine Ver-

bürgerlichung der subalternen Klassen auf Kosten des Lumpenproletariats sei in Italien und anderen romanischen Ländern, wo es keine Arbeiter gibt, die sich „von den Bourgeois nur durch ihre Stellung, nicht aber durch ihre Gesinnung unterscheiden“ (ebd.: 422), faktisch ohne Grundlage.

b) Mit exakt dieser Diagnose, dass also die Arbeiterklasse zur „Stütze der herrschenden Lebensweise“ (Marcuse 1967: 263) geworden sei, beschreibt Marcuse die Situation „in den fortgeschrittenen monopolkapitalistischen Ländern“. Anders als Adorno und Horkheimer betont er jedoch Veränderungspotenziale, die aus der Triebstruktur des spätkapitalistischen Subjekts herrühren. Unter den desintegrierten Gruppen am Rand der Gesellschaft und jenseits der Arbeiterinnenklasse, im „Substrat der Geächteten und Außenseiter“ (ebd.: 267) sieht Marcuse Widerstände gegen das „Leistungsprinzip“, worunter er die psychische Repräsentanz des fordistischen Kapitalismus versteht. Es handelt sich beim Leistungsprinzip nicht um die für die Kulturentwicklung notwendige Beherrschung der Triebe („Realitätsprinzip“), sondern um ihre historisch spezifische „zusätzliche“ Unterdrückung. Aufgrund der produktiven Potenziale sei inzwischen eine Befreiung der Triebe in einer „Kultur ohne Unterdrückung“ (Marcuse 1965: 12) möglich. Die Arbeitslosen und Unterdrückten in den amerikanischen Gettos seien Statthalter des „Lustprinzips“, das dem Leistungsprinzip entgegensteht. Dessen erster Imperativ, die Verpflichtung auf Arbeit und Mühe, sei historisch überholt. Laut Marcuse ist es an der Zeit, die auch von Marx aufrechterhaltene Grenze zwischen dem „Reich der Notwendigkeit“ und dem „Reich der Freiheit“ einzureißen.

Mit der Lohnarbeit verbindet Marcuse dementsprechend keine schulenden und bildenden Effekte, sondern eher Entsagung, Tabu und Triebverbot. Die mit Arbeit verbundene Triebunterdrückung ist nicht im Sinne der Bedürfnisbefriedigung zu rechtfertigen, sondern hat sich über das zivilisatorisch notwendige Maß hinaus verselbständigt: „Glück ist Belohnung, Erholung, Zufall, Augenblick – jedenfalls nicht Ziel der Existenz. Dies ist vielmehr die Arbeit.“ (Marcuse 1968: 15) Je größer die in unlustvoller Arbeit produzierten Möglichkeiten der Lusterfüllung werden, desto stärker wird das Pathos der Arbeit und desto mehr „breitet sich die Entfremdung und Reglementierung vom Arbeitstag her in die Freizeit aus“ (Marcuse 1965: 48). Eine befreite Gesellschaft und eine nicht-instrumentelle, vom Lustprinzip geleitete Kultur setzen den Bedeutungsverlust der Arbeit im Triebapparat voraus. Eine in Hinblick auf Glück und Lust modifizierte Arbeitstätigkeit, also nicht nur die Umverteilung im Verhältnis von Notwendigkeit und Freiheit, kommt ohne die Projektion der eigenen Versagung (bezüglich Spontaneität, Leiblichkeit, Unmittelbarkeit) auf die Unterschichten aus.

Adornos Sorge vor einer kulturellen Nivellierung durch den Jazz macht sich den von Freud betonten Antagonismus von Trieb und Kultur in besonders strenger

Form zu eigen. Ansprüche aus dem Lustprinzip weist er zurück, zumindest sofern sie sich kulturell (oder gar politisch) organisieren. Währenddessen geht Marcuses Kritik von der technisch möglich gewordenen Überwindung des Antagonismus von Trieb und Vernunft aus. Der Jazz sei daher Teil der Befreiungsbewegung aus dem Lustprinzip: „In dem umstürzlerischen, dissonanten, wehklagenden und schreienden Rhythmus, der auf dem ‘schwarzen Kontinent’ und im ‘tiefen Süden’ der Sklaverei und Entbehrung entstanden ist, widerrufen die Unterdrückten die Neunte Symphonie und verleihen der Kunst eine entsublimierte, sinnliche Form erschreckender Unmittelbarkeit, die den Körper und die in ihm materialisierte Seele bewegt.“ (Marcuse 1969: 280)

c) In Anlehnung an den alternativen Sozialismus und Anarchismus sowie die Neue Linke formulieren Theoretiker des Postoperaismus eine Position, die den Unterschichten einen gleichwertigen Platz in den sozialen Bewegungen einräumt. Dabei sprechen sie der Arbeit keineswegs die Bedeutung ab, im Gegenteil: In Prozessen der technischen (Arbeitsorganisation, Maschineneinsatz, aber auch Wohn- und Familienverhältnisse betreffenden) und politischen (die Formen des betrieblichen Konflikts betreffende) Klassenzusammensetzung habe sich das produktive Vermögen so weit verallgemeinert, dass es unabhängig vom konkreten sozialen Status eine allgemeine „Chancengleichheit zum Widerstand“ (Hardt/Negri 2004: 125) gebe. Die Ursprünge dieser Auffassung gehen zurück auf die Kategorien, in denen der klassische Operaismus den Generationenwechsel in der Arbeiterbewegung der Nachkriegszeit erfasste. Enttäuscht von den Verheißungen des Wiederaufbaus brachen die fordistischen Massenarbeiterinnen mit dem produktivistischen Selbstverständnis der Gewerkschaften und Linksparteien und begannen einen „Kampf gegen die Arbeit“ (Mario Tronti). Entmachtet und austauschbar, lagen ihnen unkonventionelle Kampfformen wie wilde Streiks, spontane Sabotageaktionen oder auch die individuelle Arbeitsverweigerung näher als die Einspeisung ihrer Unzufriedenheit in die Kanäle der Repräsentativorgane. Der rebellische Massenarbeiter der 1960er und 1970er Jahre reiht sich dieser operaistischen Deutung nach ein in die marginalisierte Tradition einer „anderen Arbeiterbewegung“, deren Verhaltensweisen „bis tief in die linke Geschichtsschreibung als unwichtig, ‘unanständig’ oder banal als kriminell gelten und diffamiert werden“ (Roth 1978: 89).

Auf den Kampf gegen die Arbeit reagierte das Kapital mit ihrer technischen Neuzusammensetzung. Mit der Subjektivierung und Entgrenzung der Arbeit sowie der strategischen Ausweitung wissensintensiver Beschäftigungsfelder suchte es nach Wegen, die Ablehnung der Arbeit zu integrieren oder sie ins Leere laufen zu lassen. Im darauf folgenden Zyklus politischer Neuzusammensetzung löste der gesellschaftliche Arbeiter den Massenarbeiter als hegemoniale Figur

der Klassenzusammensetzung ab. Der Operaismus ging dazu über, die Proteste von gegenkulturellen, 'entgarantierten' und arbeitslosen Jugendlichen und Studierenden in sein theoretisches Modell aufzunehmen. Das ging einher mit einer Ausweitung des Begriffs produktiver Arbeit, der die neuen Formen der Lohnarbeit ebenso umfasst wie die sozialen Konflikte außerhalb der Arbeitsverhältnisse. Der Postoperaismus versteht dementsprechend unter Arbeit „die menschliche kreative Fähigkeit im Allgemeinen“ (Hardt/Negri 2004: 123).

Die neue, biopolitische Produktionsweise, die sich nicht länger auf die Ausbeutung abhängiger Lohnarbeit, sondern auf die des *bios* (Subjektivität, Emotionen, Kreativität, Selbstorganisation etc.) stützt, habe die Macht der lebendigen Arbeit nicht nur nicht zurückgedrängt, sondern noch gestärkt. Nur unter großem Aufwand kann sie kontrolliert und angeeignet werden, ist ihr Gegenstand doch das „Gemeinsame“ schlechthin, das in selbstorganisierter Kooperation hervorgebracht wird. Die gesellschaftliche Produktion habe keinen zentralen Ort und kein privilegiertes Subjekt, sie bezieht auch „die Armen, die Erwerbslosen und alle, die nicht entlohnt werden“ (Hardt/Negri 2004: 149) ein. Natürlich bringt Prekarisierung Leid und auch Elend hervor, die Macht der produktiven Menge aber bleibe davon unberührt. Anders als die Arbeiterinnenklasse sei die Multitude durch „radikale Inklusivität“ (Hardt/Negri 2010: 58) gekennzeichnet. Für diese Charakterisierung spielt die mangelnde Absicherung des Arbeitnehmerstatus, wie sie Castel u.a. beklagen, keine Rolle. Überhaupt geht es Hardt/Negri nicht um die von der Destabilisierung des Beschäftigungssystems ausgehenden Effekte, sondern um eine Form der Ausbeutung, die prekäre Wissensarbeiter ebenso betrifft wie *Banlieusards* und *Chavs*. Proteste der vom Arbeitsmarkt Entkoppelten werden von ihnen im Rahmen der Verallgemeinerung multitudinären Aufbegehrens normalisiert.

3. Blick zurück nach vorn: Grenzen und Möglichkeiten im Bündnis mit den Unteren

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus der Bestandsaufnahme kritischer Unterschichtstheorien ziehen? Zunächst, dass das Zustandekommen von Mitte-Unten-Bündnissen nicht nur eine Frage des politischen Willens ist, so als gäbe es ein ausgearbeitetes Konzept, das dann nur noch umzusetzen wäre. Das scheint es nämlich nicht zu geben. Die hinter den Forderungen nach inklusiver Solidarität stehenden Annahmen sind kaum transparent. Zugleich ist die sozialkritische Debatte darüber jedoch zu lang und zu kontrovers, um einen Konsens voraussetzen zu können. Was über Lumpenproletariat und Unterschicht im Feld kritischer Gesellschaftstheorie gedacht und argumentiert wurde, ist wichtig, weil es Erwartungen realistischer und politische Projekte tragfähiger macht.

Mit vielen Überzeugungen, die hier dem Defizitparadigma zugeordnet wurden, ist die Idee eines Bündnisses mit dem unteren Prekariat nur schwer vereinbar, zumindest wenn es sich dabei um einen Zusammenschluss auf Augenhöhe handeln soll. Denn ohne die befähigenden und organisierenden Effekte, die der Lohnarbeit trotz aller Ausbeutung innewohnen, sei die Ausbildung von Klassenbewusstsein unmöglich und die Korrumpierung der Betroffenen gegen ihre eigenen Interessen sehr wahrscheinlich. Dem Deutungsmuster liegt ein strenger Begriff von Ideologie zugrunde: das Sein bestimmt das Bewusstsein. D.h. die gesellschaftliche Wahrnehmung aus der Position der Nichtarbeit und ökonomischen Überflüssigkeit ist besetzt von den nächsten Entbehrungen und den unmittelbaren individuellen Bedürfnissen, was ungefähr der Vorstellung von den „spasmodischen“ Akten des sich auf den Bauch schlagenden Pöbels entspricht, über die E.P. Thompson witzelte.

Den Theorien, die dem Deutungsmuster der Differenz folgen, ist zugutezuhalten, dass sie den Spieß nicht einfach umdrehen. Auch wenn es ihnen gerne nachgesagt wird, idealisieren sie die Randschichten der subalternen Klassen nicht. So spricht etwa Bakunin vom „Patriarchalismus“ und dem „Glaube an den Zaren“, die fester Bestandteil der rebellischen Volksideale, zugleich aber Hindernisse einer sozialistischen Transformation seien (Bakunin 1873: 644), und Marcuse betont, dass auch die Unterprivilegierten der Aufklärung bedürfen und keine ‚fertige‘ Alternative bieten (vgl. Marcuse 1969: 242). Von naiven Verelendungstheorien kann also nicht die Rede sein. Trotzdem hat das Differenzparadigma Schwächen. Solange nämlich die Zentralität der Erwerbsarbeit selbst bei Langzeitarbeitslosen subjektiv ungebrochen ist (vgl. Dörre u.a. 2013: 387), nützt es wenig auf die alternativen Möglichkeiten der sozialen Integration oder Anerkennung hinzuweisen. Es müssen auch konkrete Schritte zur Überwindung der ausgrenzenden und selbstselbsterfleischenden Arbeiterlichkeit gesetzt werden.

Gegen die Vorstellung eines über die Arbeitnehmerlage politisierbar und über die ökonomischer Marginalisierung anomisch gewordenen Bewusstseins betont das differenztheoretische Herangehen die Widersprüchlichkeit des Alltagsverständnisses. In einem solchen Verständnis hat niemand, auch nicht das Lumpenproletariat, einfach nur ein ‚falsches Bewusstsein‘, sondern ein praktisches Wissen, das neben herrschaftskonformen Elementen solche von Neugier, Kritik und Ansprechbarkeit für gesellschaftliche Transformationsprojekte beinhaltet. Nur mit einem solcherart erweiterten Blick kann Protest, der nicht wortstark und überlegt, sondern undifferenziert, derbe, unstrukturiert und möglicherweise auch gewalttätig ist, in seiner Eigenständigkeit überhaupt wahrgenommen werden.

Natürlich ist das nicht ‚normal‘ im Sinne der bestehenden sozialen Bewegungen. Es ist ja auch plausibel, Kritik- und Protestfähigkeit an bestimmte materielle Bedingungen zu knüpfen, ohne die sie verschleißen, in Prozessen der Habituali-

sierung verkümmern oder von Existenzängsten gelähmt und blockiert werden. Aber streuen diese Möglichkeiten im sozialen Raum nicht viel breiter als es die Klischees vom Hartz IV-Couch-Potato suggerieren? Wie entscheidend ist die regelmäßige, öffentlich als nützlich anerkannte Lohnarbeit für das Engagement in Bewegungen? Man muss die – häufig mit guten Gründen bemängelte – Theorie der biopolitischen Produktionsweise nicht teilen, um den rationalistisch verengten Arbeitsbegriff zu kritisieren. Andere Wege sozialer Integration könnten dann stärker wertgeschätzt werden und weniger harte Grenzen zwischen Arbeit und Nichtarbeit zum Abbau negativer Klassifikationen beitragen. Und wenn auch nicht alle unterschiedslos am *general intellect* teilhaben, ist an dem Gedanken doch so viel richtig, dass die Einsichtsmöglichkeiten in die Mechanismen sozialer Ungleichheit allgemein sehr hoch sind.

Unter Zugrundelegung einer Differenzannahme, die unterschiedliche Artikulationsmöglichkeiten weder fixiert noch bagatellisiert, sind Mitte-Unten-Bündnisse vielleicht am ehesten als populistische Bündnisse vorstellbar. Die Einstellungen, die sowohl in Defizit- als auch Differenzanalyse in Bezug auf die Unteren immer wieder angeführt, aber auch in nicht-stereotypen zeitdiagnostischen Beiträgen und Wahlanalysen thematisiert werden, zeugen von den Elementen des Populismus: Personalisierung und Moralisierung von Politik, ein dichotomes Gesellschaftsbild, anti-institutionelle Affekte. Sie sind nicht abzuurteilen, entsprechen sie doch Verhältnissen, in denen Politik sich als bloße Umsetzung von Sachzwängen darstellt und Repräsentation als Hindernis in der Artikulation des Volkswillens erscheint. Von den etablierten politischen Akteuren verunglimpft und von der Rechten hofiert, ist es der demokratischen Linken bisher nicht gelungen, Ansprache- und Beteiligungskonzepte zu entwickeln, die dem Bedürfnis nach Identifikation und Abgrenzung entsprechen, ohne die eigenen Ansprüche aufzugeben oder in antipluralistische Polarisierung zu verfallen. Linkspopulismus – warum eigentlich nicht?

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1937): *Über Jazz*, in: Gesammelte Schriften 17, Frankfurt/M.
 – (1932): *Zur gesellschaftlichen Lage der Musik*, in: Gesammelte Schriften 18, Frankfurt/M.
 – (1941): *Rezension von Wilder Hobson, American Jazz Music; Winthrop Sargeant, Jazz Hot and Hybrid*, in: Gesammelte Schriften 19, Frankfurt/M.
 Bakunin, Michail (1873/1972): *Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften*, Frankfurt/M. u.a.
 Bescherer, Peter (2013): *Vom Lumpenproletariat zur Unterschicht. Produktivistische Theorie und politische Praxis*, Frankfurt/M.
 – (2014): *Lumpenproletariat*, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus 8/II (i.E.).
 Bourdieu, Pierre (2000): *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*, Konstanz.
 – (2004): *Gegenfeuer*, Konstanz.

- (2010): *Algerische Skizzen*, Berlin.
- Castel, Robert (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz.
- Dörre, Klaus (2008): Klassenanalyse und Klassenpolitik heute, in: Die Linke.SDS (Hrsg.): „Die letzte Schlacht gewinnen wir!“ 40 Jahre 1968. Bilanz und Perspektiven, Hamburg.
- Dörre, Klaus u.a. (2013): *Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik*, Frankfurt/M.
- Durkheim, Emile (1977): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt/M.
- Engels, Friedrich (1845): *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, in: MEW 2.
- (1870): *Vorbemerkung zum zweiten Abdruck „Der deutsche Bauernkrieg“*, in: MEW 16.
- (1874): *Von der Autorität*, in: MEW 18.
- (1895): *Brief an Karl Kautsky*, in: MEW 39.
- Engels, Friedrich/Kautsky, Karl (1887): *Juristen-Sozialismus*, in: MEW 21.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2004): *Multitude. Krieg und Demokratie im Empire*, Frankfurt/M.
- (2004): *Common Wealth. Das Ende des Eigentums*, Frankfurt/M.
- Hobsbawm, Eric (1962): *Sozialrebelln. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Neuwied.
- Horkheimer, Max (1937): *Traditionelle und kritische Theorie*, in: Gesammelte Schriften 4 Frankfurt/M.
- Institut für Gesellschaftsanalyse (IfG) (2009): Die Linke in der Krise. Strategische Herausforderungen, in: *Luxemburg*, H. 1.
- Marcuse, Herbert (1965): *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*, in: Gesammelte Schriften 5, Frankfurt/M.
- (1967): *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, in: Gesammelte Schriften 7, Frankfurt/M.
- (1968): *Psychoanalyse und Politik*, Frankfurt/M.
- (1969): *Versuch über die Befreiung*, in: Gesammelte Schriften 8, Frankfurt/M.
- Marx, Karl (1842): *Debatten über das Holzdiebstahlgesetz*, in: MEW 1.
- (1848): *Sieg der Konterrevolution zu Wien*, in: MEW 5.
- (1850): *Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850*, in: MEW 7.
- (1852): *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, in: MEW 8.
- (1867): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*, in: MEW 23.
- (1869): *Vorwort zur zweiten Ausgabe „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“*, in: MEW 16.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1848): *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: MEW 4.
- Roth, Karl Heinz (1974): *Die „andere“ Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland*, München.
- Schäfer, Armin (2013): Wahlbeteiligung und Nichtwähler, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 48–49/2013.
- Steinert, Heinz (2003): *Die Entdeckung der Kulturindustrie oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte*, Münster.
- Stirner, Max (1845/1972): *Der Einzige und sein Eigentum*, Stuttgart.
- Walter, Franz u.a. (2013): *Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen?*, Reinbek.
- Weitling, Wilhelm (1842/1955): *Garantien der Harmonie und Freiheit*, Berlin.
- Wright, Erik Olin (1994): The Class Analysis of Poverty, in: ders.: *Interrogating Inequality*, London.